

Fall und Aufstieg der Lisa Mazzone

Die neue Präsidentin der Grünen will ihre Partei entschlossen aus der Krise führen. Aber kann sie neben Angst auch Hoffnung machen?

TEXT ANJA CONZETT

BILDER JOËL HUNN

I

EIN NEUER MANTEL

Lausanne, Avenue du Temple, Studio des RTS, 7.15 Uhr, Ende Januar.

Man muss Lisa Mazzone die Nervosität nicht ablesen. Nicht an den durchgedrückten Schultern. Nicht am flachen Atem, der höher als sonst klingenden Stimme oder den für einen sehr frühen Morgen etwas zu wachen Augen. Nicht an den Fingern, die immer wieder über die Ringe der anderen Hand streichen. Man muss ihr die Nervosität nicht ablesen, weil sie sie vorweggenommen hat. Zwei Tage zuvor, am Telefon: «Es ist das erste Interview seit der Abwahl, und ich bin aufgeregt. Aber vielleicht ist die Anspannung für Ihre Geschichte auch ganz interessant.»

Sie sagt es beiläufig. Als hätte sie gelernt: Wer sichergehen will, dass das Gegenüber keine Waffe auf ihn richtet, tut gut daran, es an der Hand zu nehmen.

Wer in so hohem Tempo durchs Leben steigt wie Lisa Mazzone, muss schnell lernen.

Mit zwanzig Jahren tritt sie der Grünen Partei bei, mit dreiundzwanzig wird sie Gemeinderätin in Le Grand-Saconnex, mit fünfundzwanzig Grossrätin des Genfer Parlaments, mit sechsundzwanzig Präsidentin der kantonalen Partei, mit siebenundzwanzig Nationalrätin (das jüngste Mitglied der Legislatur), mit einunddreissig Ständerätin. Egal, ob es um den Ausbau von Nachtbusnetzen oder Velowegen geht, die Reform des Sexualstrafrechts, den Mantelerlass zum Stromgesetz – in jedem Parlament, in dem sie einsitzt, gilt Mazzone als eine, die sich durchsetzen kann. Eine, die es nicht nur versteht, die Wähler:innen zu überzeugen, sondern auch den politischen Gegnern die Hand zu reichen, sie immer wieder mal auf ihre Seite zu ziehen.

Nach nur zwei Jahren in Bern schafft sie es bei einem Ranking des

«Tages-Anzeiger» unter die fünfzehn einflussreichsten Politiker:innen im Bundeshaus. Eine Zeit lang wirkt Mazzone, die als junge, grüne Frau aus der Westschweiz in Bern konsequent aus der Minderheit politisiert, unaufhaltbar. Bis sie im November 2023, mit fünfunddreissig Jahren, trotz des unbestrittenen Leistungsausweises, des parteiübergreifenden Respekts, als Ständerätin des Kantons Genf abgewählt wird.

Am Tag ihrer Abwahl stellt sie sich vor die Medien ans Rednerpult, die Augen rot gerändert, und sagt in die Kameras: «Pour moi, c'est terminé.» Das war es für mich.

Zehn Wochen später steht sie in Lausanne in einem Radiostudio. Es ist der erste Termin eines Interviewmarathons, je ein Radiobeitrag auf Französisch und Deutsch, je ein Fernsehbeitrag auf Französisch und Deutsch, dazwischen Mail- und Telefonanfragen zahlloser Journalist:innen. Am Vorabend hat sie ihre Kandidatur als Parteipräsidentin der Grünen bekannt gegeben. Lisa Mazzone will also diesen undankbarsten aller Jobs übernehmen – das Präsidium einer Partei, die



Zuerst war sie schon weg, jetzt ist sie wieder da: Lisa Mazzone, die mächtigste Grüne der Schweiz.

gerade verloren hat, die aus der Krise geführt werden will und noch dazu ganz anders zu funktionieren scheint als all die anderen Parteien am Platz. Kann sie das?

So plötzlich, wie Lisa Mazzone weg war, ist sie nun wieder da. Und trägt den gleichen Mantel wie am Tag der Abwahl. Sie senkt die Stimme: «Es ist auch der gleiche Mantel, den ich an meinem ersten Tag im Nationalrat anhatte.» Das Lächeln, das den Satz begleitet, ist verlegen – und doch scheint die Anspannung kurz von ihr abzufallen. «Es ist wohl wirklich Zeit für einen neuen Mantel.» Zeit für einen neuen Mantel. Und eine neue Rolle. Im Zug von Lausanne nach Bern zum nächsten Interview: «Ich war lange hin- und hergerissen, ob ich für das Präsidium kandidieren soll. Ein Tag Ja, ein Tag Nein.»

Woher kamen die Zweifel? «Die Politik ist mein Leben. Ich verdanke ihr viel. Aber manchmal ist sie auch ein Korsett.»

Sie blickt aus dem Zugfenster. Fribourg. Hier steigt das Filmteam für das nächste Interview ein. Sie fügt noch rasch an: «Aber Zweifel sind ja nichts Schlechtes. Sie helfen einem dabei, sich sicher zu werden. Jetzt bin ich mir sicher» – bevor sie die Fragen des Fernsehmoderators beantwortet, der wissen will: «Frau Mazzone, Sie waren das Gesicht der Grünen-Niederlage. Wie wollen Sie jetzt das Gesicht des Sieges werden?»

Auch wenn die Abwahl der Überfliegerin Mazzone innerhalb der kleinsten der grossen Parteien besonders schmerzhaft war – die Grünen haben bei den Wahlen 2023 weitaus mehr verloren als Lisa Mazzones Ständeratssitz. 3,4 Prozent Wähleranteil, fünf Sitze im Nationalrat, zwei im Ständerat. Nach dem Rekordjahr 2019 ist es zwar noch immer das zweitbeste Wahlergebnis der Partei überhaupt. Dennoch: Das grüne Kernthema – die Klimakrise, die Umweltzerstörung – ist medial präsenter denn je, die menschengemachte Erwärmung der Atmosphäre nur noch am Rand der Gesellschaft umstritten. Eigentlich müssten die Grünen weiter gewinnen. Stattdessen verlieren sie. Warum? —>

II

GRÄBEN IM GRÜNEN

Luzern, Bahnhof, vier Tage nach Ankündigung der Kandidatur. Das Nachmittagsprogramm der Delegiertenversammlung der Grünen hat bereits begonnen. Lisa Mazzone muss vorher noch etwas essen. Kaum steht der Teller auf dem Tisch, die SMS: «Die Journalisten fragen, wann du kommst.» Als die Doppeltüre zum Sitzungssaal aufgeht, sind drei Kameras auf Mazzone gerichtet. Die Grünen fassen die Parole zum Mantelerlass über das Stromgesetz, über den am 9. Juni abgestimmt wird. Damit sollen die Grundlagen dafür geschaffen werden, möglichst rasch mehr Strom aus erneuerbaren Energien zu gewinnen und weniger abhängig von Stromimporten zu sein. Es ist die Vorlage, die Lisa Mazzone im Ständerat massgeblich mitgeprägt hat.

Doch das Gesetz ist bei den Delegierten nicht unumstritten. Die Verda Grischun fordert die Nein-Parole. Der Grund: Die Vorlage nehme zu wenig Rücksicht auf die Biodiversität und den Gewässerschutz. Von «Kuhhandel im Parlament» ist die Rede. Trotzdem wird am Ende die Ja-Parole gefasst. Lisa Mazzone lächelt. Vom Tischnachbarn, Delegierter der Grünen Waadt, gibt es Schulterklopper und Aufkleber mit feministischen Parolen.

Auch wenn es dieses Mal gut gegangen ist: Der Antrag ist symbolisch für einen der grossen Gräben innerhalb der Grünen, die das Parteipräsidium in den nächsten Jahren beschäftigen dürften. So sind in mehreren Berggebieten – im Wallis, im Berner Oberland und in Graubünden – grosse Solarprojekte des Bundes an der Urne abgeschmettert worden. Unter den Gegnern: Naturschützer und deren Verbände. Grüne Projekte, die Grünen nicht grün genug sind. Und auch Projekte, die nicht deckungsgleich sind mit der Vorlage, um die es geht: kein gutes Signal für den Mantelerlass, der

ebenfalls stark auf die Solarenergie setzt. Und es ist nicht weiter erstaunlich, denn das Kerngebiet der Grünen ist Bewahren – das Bewahren der Natur. Das heisst, einige Grüne sind grundsätzlich konservativ. Und, wie in linken Kreisen üblich, mit einem Hang zu ideologischer Reinheit ausgestattet.

Auf der anderen Seite dieser konservativen Grünen stehen fortschrittliche Energiepolitikerinnen wie Lisa Mazzone, die bereit sind, zu triagieren. Mazzone ist sich dieses Spannungsfelds bewusst. Sie ist es gewohnt, Kompromisse erst nach aussen zu erkämpfen, dann nach innen zu verteidigen. Sie hat auch Verständnis für die Vorbe-

Sie ist die Frau, die Gräben innerhalb der Grünen zuschütten muss. Lisa Mazzone, hier in Genf, kämpft für Kompromisse, weil sie sonst ihr wichtigstes Ziel aus den Augen verliert: mitgestalten.



halte. «Kompromisse sind nie voll befriedigend. Aber es ist klar, dass wir als Grüne besonders auf Kompromisse angewiesen sein werden, wenn wir mitgestalten wollen.»

Als Politikerin ist Mazzone in den letzten Jahren ruhiger geworden. Anfang zwanzig posierte sie in provokativ bürgerlicher Aufmachung auf Plakaten – als brave Ehefrau, die einen Teller Cupcakes präsentiert – für die Wahlen der Jungen Grünen Genf, die eine Elternzeit und Adoption für gleichgeschlechtliche Paare forderten. Ein Auftreten, das ihr bis in die Zeit im Ständerat nachhängt. Etwa als Alt-Bundesrat Pascal Couchepin sie in einem Interview mit Trump vergleicht.

Lisa Mazzone versteht bis heute nicht, woher das gekommen ist. «Absurd.» Aber ja, das Bundeshaus habe sie ruhiger gemacht. «In Genf werden politische Debatten viel direkter, härter geführt – bis zur Schlägerei. In Bern gibt es viel mehr Unausgesprochenes.» Das musste sie lernen; anpassen, was man sagt und wann. «Das erste Jahr war brutal. Gestartet wie eine Rakete, dann alleine im All», sagt sie. Als sie ihr zweites Votum im Nationalrat hält, tut sie es im Genfer Stil. Drei kritische Nachfragen von Bürgerlichen folgen umgehend. Eine davon auf Deutsch, was sie ins Rudern bringt. Mazzone versteht an diesem Tag zwei Dinge:

1. Wenn du im Bundeshaus weiterkommen willst, musst du fliessend Deutsch sprechen. Sie macht drei Sprachaufenthalte: Dresden, Bremen, Dresden.

2. Wenn du offensiv auftrittst, dann tu es dosiert und bewusst.

Das sei etwas aus ihrer Zeit im Parlament, was sie nicht vermissen werde – «dieser ständige Balanceakt. Als Präsidentin wäre ich freier, dürfte wieder frecher sein.» Darauf hat sie Lust.

Beim Apéro im Anschluss an die Delegiertenversammlung gibts einen Strauss Sympathiebekundungen für Lisa Mazzone und ihre Kandidatur. Während sie darauf wartet, den frisch abgetretenen Präsidenten Balthasar Glättli zu begrüßen, der gerade in ein Gespräch vertieft ist, kommt eine Frau auf sie zu und erzählt, wie sehr ihre Abwahl sie getroffen habe – «eine so talentierte Frau abzuwählen...» Sie

schüttelt fassungslos den Kopf. «Wir bleiben dran», erwidert Lisa Mazzone nonchalant.

Auch ausserhalb der Delegiertenversammlung kommen Menschen auf sie zu, am Bahnhof in Luzern. «Entschuldigung, sind Sie Lisa Mazzone?» Sie nickt. «Oh, es würde mich so freuen, wenn Sie das Präsidium der Grünen übernehmen!» Mazzone bedankt sich verlegen. «Wenn ich so privat und ausserhalb der Rolle angesprochen werde, weiss ich nie ganz, wie reagieren. War ich nett genug? War ich dankbar genug?»

Eine Aussage, die überrascht. Denn eigentlich scheint Lisa Mazzone kein schlechtes Gespür für die Realität der andern zu haben. Zum Beispiel, wenn sie im Tram aufsteht, um einem älteren Herrn ihren Sitz anzubieten, im Restaurant die Lampe über dem Nebentisch kommentarlos zur Seite zieht, damit sich die telefonierende Fremde nicht den Kopf stösst. Wenn ihr trotz Anspannung und Nervosität nicht entgeht, dass der Kameramann das Gesicht verzieht, als er sein Werkzeug schultert, und sie ihn fragt, wie es seinem Rücken gehe.

Trotzdem wird ihre Kandidatur fürs Präsidium aus den eigenen Reihen anonym genau dort kritisiert: Sie habe den Ruf, bestimmend zu sein.

Sie lächelt gequält. «Ja, die Grünen haben kein einfaches Verhältnis zu Macht.» Woher kommt das? «Wir sind eine Bewegungs-, keine Machtpartei. Entsprechend haben wir flache Hierarchien. Das macht uns auch zugänglich und attraktiv für junge Menschen.»

Eine weitere Herausforderung, die mit dem Präsidium kommt, um das sich Lisa Mazzone bewirbt: Die Grünen sind seit jeher eine Partei mit Bewegungscharakter. Und die Bewegung hat sich im Lauf der Jahre verändert. Auch das ist ein Graben. Und wie der Graben zwischen konservativer und fortschrittlicher Energiepolitik ist es nicht zuletzt ein Graben zwischen den Generationen.

III

SALATGURKEN UND WASSERMELONEN

Bern, Gaskessel, Mitte März, später Abend, 20-Jahre-Jubiläum der Jungen Grünen Schweiz. Männer, Frauen; alles darüber hinaus und dazwischen; mit Nasenpiercings, bunten Frisuren, in bequemen Kleidern, draussen beim Rauchen, drinnen auf den Stufen des Podiums beim Zöpfeln von Haaren, beim Kartenspiel. Gespräche über Musik, Nagellackfarben, die besten Mitternachtssnacks, Krieg, Rohstoffhandel und den Aufschwung des Faschismus in Europa.

Dazu gibt es Essen, das die Vorstandsmitglieder zwei Tage lang selbst gekocht haben – alles vegan, versteht sich von selbst.

So sieht sie aus, die wählerstärkste Jungpartei der Schweiz, die trotz der grünen Wahlmisere von 2023 als einzige Jungpartei mehr als ein Prozent Wähleranteil erreichte. Was auffällt im Gegensatz zu andern Jungparteien: Die Jungen Grünen sind wirklich jung. Viele Teenager, nur ganz wenige über Mitte zwanzig. Und als solche in einer komplett globalisierten Gesellschaft aufgewachsen, permanent verknüpft übers Smartphone mit dem Rest der Welt; gezwungen, den Blick auf das Ganze zu richten. Ihre Politik ist genauso grün wie feministisch, antirasistisch, antiklassistisch, intersektional und inklusiv.

Sie sind das, was man als Wassermelonen bezeichnet – grüne Schale, roter Kern. Ursprünglich ein Schimpfwort von rechts, ist Wassermelone mittlerweile unter Grünen eine Selbstbezeichnung. Eine, auf die man stolz ist.

Lisa Mazzone war ihrerzeit die linkste Nationalrätin im Parlament. Sie ist Wassermelone durch und durch. Mazzone als Hoffnungsträgerin, daran lässt der Nachwuchs an der Jubiläumsfeier keinen Zweifel: «Man möchte ihr

einfach die ganze Welt anvertrauen», sagt eine junge Frau.

Nur, trifft das auf alle Grünen zu?

Die grüne Politik war in ihren Anfängen geprägt von Ozonloch, Atomkraft und Waldsterben. Obwohl viele der Themen damals schon global waren – die Gesellschaft und die Politik waren es nicht. So entstand die erste Grüne Partei 1971 in Neuenburg im Zuge des Widerstands gegen ein Autobahnprojekt: hyperlokaler Umweltschutz. Und obwohl die Schweizer Grünen von Anfang an sicher links der Mitte standen, hatten die meisten Kantonalparteien einen sehr engen Fokus auf das Wohlergehen der Natur. Während das Wohlergehen der Menschen eher das Dasein eines Nebenwiderspruches fristete – à la: «Solange es der Natur gut geht, geht es uns auch gut.»

Logisch. Wäre es den ersten Grünen primär um soziale Gerechtigkeit gegangen, wären sie der SP beigetreten. Seit damals ist die Partei linker geworden – mit dem Resultat, dass sich 2004 die GLP abspaltet. Aber nicht alle sind mitgegangen. Es gibt bis heute noch immer einige Grüne, die Salatgurken anstelle von Wassermelonen sind: grün, durch und durch.

Das wird parteiintern kritisiert, besonders von Kantonalparteien, die von Anfang an auf die rote Karte gesetzt haben. Zum Beispiel im Kanton Zug, dem einzigen Kanton, in dem die Grünen wählerstärker sind als die SP. In ihrer Wahlanalyse zu den Abstimmungen von 2023 stellen Vertreter:innen der Kantonalpartei fest, dass in den Kantonen, in denen die Grünen am meisten links sind, die Verluste am geringsten blieben. Mazzones Schlussfolgerung: «Es ist kein Zufall, dass die Grünen dort, wo sie auch ein konsequentes sozial- und wirtschaftspolitisches Profil haben, unabhängiger von der Themenlage gute Ergebnisse erzielen.»

Müssen die Grünen röter werden?

«Für mich ist klar: Grüne Politik geht nicht, ohne die soziale und globale Gerechtigkeit mitzudenken. Und umgekehrt geht soziale Gerechtigkeit nur unter Berücksichtigung grüner Themen, weil die Umweltzerstörung die am wenigsten Privilegierten am härtesten trifft.»

Heisst das, Lisa Mazzone wird als Präsidentin dafür sorgen, dass sich die Wassermelonen endgültig gegen die Salatgurken durchsetzen?

«Vielfalt ist eine Stärke, keine Schwäche. Ich werde Präsidentin für alle Grünen sein.»

Wie alle Sätze mit wenig Gewicht ist auch dieser leicht gesagt. Und die Umsetzung? Salatgurken und Wassermelonen haben nicht nur einen unterschiedlichen Problemfokus, sondern auch andere Lösungsansätze. Unterschiede, die sich in Momenten zeigen, wenn es um Solaranlagen versus Wildpflanzenschutz, erneuerbare Energien und unverschandelte Natur geht.

Die Antwort der älteren Generationen von Grünen, die lokaler und konservativer orientiert sind, war und ist Verzicht. Verzicht auf Reisen, Verzicht auf Auto, Verzicht auf neue Kleider, auf eine grosszügige Wohnung – Hippiebünzlis, die jeder zivilisatorischen und technischen Entwicklung erst mal kritisch gegenüberstehen. Und die jüngeren Generationen?

Lisa Mazzone stört sich aus zwei Gründen an dieser Frage.

Einerseits: weil damit suggeriert werde, die Grünen würden die Lösung der Klimakrise auf Privatpersonen abwälzen. «Das ist vor allem auch die Verantwortung des Staats, der Politik und der Wirtschaft. Wenn wir zum Beispiel nicht wollen, dass die Menschen für ein Wochenende nach Paris fliegen, brauchen wir bessere internationale Zugverbindungen, für welche die Politik Rahmenbedingungen zu schaffen hat.»

Andererseits: das Wort Verzicht. «Verzicht bedeutet für mich, etwas aufzugeben, das man braucht. Es ist eine Unterstellung unserer Gegner, dass wir Grüne das predigen. Ich habe die Grünen immer als Lebensgeniesser empfunden.»

Lisa Mazzone kennt den Generationenkonflikt der Grünen aus eigener Erfahrung. Sie ist in einem grünen Haushalt aufgewachsen. Als Kind ist ihr Pyjama ein T-Shirt von einer Demo gegen Atomkraft.

Der Vater ist Biochemiker. Als ihm sein Arbeitgeber keine Pensumsreduktion bewilligt, damit er mehr Zeit für die Familie hat, geht er mitten in der Nacht ins Büro, setzt sein Kündigungsschreiben auf und legt den

Badge daneben. Seither installiert er Solarpanels. Die Mutter hat ebenfalls Biochemie studiert, beginnt aber, als die Kinder schon auf der Welt sind, mit einem Medizinstudium. «Das habe ich von ihnen gelernt: dass es richtig und möglich ist, seinen eigenen Weg zu gehen.»

Die Werte, die die Eltern den drei Kindern am Abend bei Tee und Gesprächen vor dem Schwedenofen vermitteln, teilt Lisa Mazzone seit jeher. Doch als sie sich als Teenagerin schminken, schick anziehen will und ein eigenes Handy haben möchte, haben die Eltern wenig Verständnis. Sie finden es oberflächlich und unnötig.

Später setzt sie sich gegen die Eltern durch, trägt Schminke, beschafft sich irgendwann ein Telefon. «Man muss nicht immer einig sein, darf Konflikte nicht scheuen. Wichtig ist einfach, dass man dabei nie aufhört, offen mit dem Gegenüber zu debattieren.»

Manchmal frustriert Lisa Mazzone die heutige Debattenkultur. «Diese Haltung: Du sagst das, dann bist du so einer, und dann spreche ich nicht mehr mit dir – so kommen wir nicht weiter. Wir müssen offen bleiben. Mutig, aber offen.»

Offen zu sein braucht Geduld. Dafür ist die Gen Z nicht bekannt. Im Gegenteil. Besonders auch in klimaktivistischen Kreisen ist die Ungeduld darüber, wie langsam es mit grünen Massnahmen vorwärtsgesht, gross. Und diese Ungeduld äussert sich teilweise in Aktionen, die in breiteren Bevölkerungskreisen auf wenig Verständnis stossen; im Verschmieren von Kunstwerken oder im Festkleben auf Strassen.

«Hinter diesen Aktionen stecken nicht die Grünen. Wir haben uns für den institutionellen Weg entschieden.»

Es ist das einzige Mal im Gespräch, dass Lisa Mazzone – für ihre Verhältnisse – gereizt auf ein Thema reagiert. Kein Wunder, denn diese Aktionen haben den Grünen bei den Wahlen mit Sicherheit nicht geholfen. Doch wie geht man als Partei damit um, dass extremere Ausläufer der eigenen Seite rufschädigend auftreten? Hier können die Grünen von der Partei lernen, die es wie keine andere versteht, die Unzufriedenheit der Ränder des eigenen Lagers zu organisieren: der SVP.

Dass rechtspopulistische Aussenparteien, die in Europa gerade massive Erfolge erzielen, in der Schweiz kein Land sehen, ist das Verdienst der Volkspartei. Eine polarisierende Partei, die sichergehen will, dass der fransende Rand ihr nicht gefährlich wird, tut gut daran, ihn zu bedienen – Platz schaffen für die radikalen Positionen, sie demokratisieren und damit auch unter Kontrolle bringen. Integration statt Abgrenzung.

In ihrer Ansprache am Geburtstagsfest der Jungen Grünen sagt Mazzone: «Nehmt eure Eltern mit, nehmt eure Grosseltern mit.» Und weiter: Nicht nur die institutionalisierte Politik sei wichtig – «geht auf die Strasse, macht Lärm, macht Druck». Und sie hält an, sich nicht vom Backlash beeindrucken zu lassen. «Allez, allez, fort – faites peur!»

Vorwärts, macht Angst.

Angst machen ist leicht. Angst haben nicht. Und vielleicht ist auch das ein Problem der Grünen: Ihr Kernthema ist nicht etwas, das Lust auf die Zukunft macht. Der Fatalismus der Klimakrise führt zu einer Politik des Ent-

weder-oder. Entweder wir reduzieren die Emissionen, oder die Eiskappen schmelzen und ganze Landstriche versinken im Meer. Entweder wir begrenzen unseren Konsum jetzt, oder wir verhungern in ein paar Jahrzehnten. Entweder wir ändern die Fahrtrichtung, oder wir rasen auf den Abgrund zu. *Apocalypse just about now*. Ist die Allgegenwärtigkeit dieser Perspektive den Grünen wirklich förderlich?

«Also bitte, es ist noch nicht zu Ende! Natürlich, die Lage ist ernst, aber davon darf man sich nicht entmutigen lassen – im Gegenteil, umso entschlossener müssen wir vorangehen. Ein Schritt nach dem andern. Und: Es ist eine Chance für ein besseres Zusammenleben.»

Vor zehn Jahren verliert Lisa Mazzone ihre Mutter. Krebs. «Ich habe erst sehr spät realisiert, dass sie nach zehn Jahren Krankheit daran sterben wird», sagt sie. Auch weil die Mutter nicht wie eine Sterbende behandelt werden wollte.

«Sie hatte bis zum Schluss Lebenskraft. Auch hier ist sie ein Vorbild.» Mazzone lächelt. «Grüne Politik geht

nicht, wenn wir nicht Lust auf die Zukunft machen.»

Das ist ein Problem, das viele Bewegungen haben: Fast immer werden sie aus der Wut geboren, der Wut über einen Missstand. Wut ist kraftvoll. Aber auf Dauer verbrennt sie jeden Träger. Freude ist eine viel nachhaltigere Batterie. Aber sie birgt das Risiko, oberflächlich und träge zu machen. Nur eine Bewegung, die es versteht, beide Emotionen balanciert einzusetzen, wird nachhaltig mobilisieren können. Indem sie die Wut über die Probleme bewirtschaftet und gleichzeitig Freude an der Lösung stiftet – kurz: Hoffnung macht. Die Frage ist: Kann das Lisa Mazzone?

Zumindest erkennt sie die Notwendigkeit. Und was ist das Instrument für eine Zukunft, auf die man Lust haben kann? «Es braucht eine tiefgreifende Wende, das ist klar.»

Und da ist sie. Die Systemfrage. Ein entscheidender Nachteil, den die Grünen gegenüber der Sozialdemokratie haben: Die SP kann sich noch lange die Überwindung des Kapitalismus ins Parteiheft schreiben – de facto



★★★★★
„ICH MAG DEN
SANFTEN
GESCHMACK
SEHR.“

JENNI, 29



DUNHILL

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.
Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage. Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.

ist die Partei längst so etabliert, dass sie sich mit einem kapitalistischen System arrangieren kann, ohne an Glaubwürdigkeit zu verlieren. Indem sie Einsitz der Arbeitnehmerschaft in paritätischen Kommissionen, Mindestlöhne, Frauenquoten in Verwaltungsräten, den Ausbau der AHV oder eine ausgleichende Steuerpolitik fordert.

Verglichen mit dem, was die Grünen wollen, ist das Kosmetik. Wer in einem Wirtschaftssystem, das nur exponentielles Wachstum als Wachstum anerkennt, die Frage stellt, wie viel man tatsächlich braucht – ja, brauchen darf – statt wie viel man will, der stellt alles infrage.

In jeder Debatte, die die Grünen führen, egal zu welcher Vorlage oder welchem Thema, schleicht sich die Systemfrage ein. Wie eine Spinne, die im Oktober durchs letzte offene Fenster steigt. Kein Wunder, dass die bürgerlichen Parteien so abwehrend auf die Grünen reagieren.

Unabhängig von ihrer eigenen Abwahl habe sie die Härte des Gegenwinds nach dem Wahlerfolg der Grünen im Jahr 2019 überrascht, sagt Lisa Mazzone. «Alleine die Woke-Debatte – eine Erfindung rechter Kreise, um von der Gleichstellung und Diskriminierungen abzulenken. Das Feindbild sind wir: jung, weiblich, grün», sagt sie und schüttelt den Kopf. «Alle Parteien haben 2019 gelernt: Ja nicht über das Klima sprechen, sonst gewinnen die Grünen.»

Mazzone schliesst in ihrer Kritik die SP nicht aus. Die Kränkung über das ablehnende Verhalten der Sozialdemokraten gegenüber grünen Forderung auf einen Bundesratssitz im letzten Oktober ist ihr, wie auch einigen anderen Grünen, noch immer anzumerken.

Überhaupt scheinen die beiden linken Parteien im Moment nur begrenzt Liebe füreinander zu haben. In Basel-Stadt greift die Grüne erfolglos den frei gewordenen Regierungssitz von SP-Bundesrat Beat Jans an. Im Thurgau spricht die SP sich für eine SVP-Regierungsratskandidatin aus – aber nicht für die Kandidatin der Grünen. Und Balthasar Glättli wirft der SP vor, sie habe ihre Seele an das Machtkartell verkauft.

Zweifel daran, ob diese Haltung der beiden linken Parteien zueinander klug ist, äussern Exponent:innen beider Parteien bereits ein Jahr vor den Wahlen in einem gemeinsamen Gastbeitrag in der Wochenzeitung WOZ. Dort fordern sie eine linke Allianz – von Gewerkschaften, NGOs und linken Parteien. Einer der Autoren ist Dominik Waser, Grünen-Gemeinderat der Stadt Zürich. «Wenn wir alle diese Fragen von Klimakrise und sozialer Ungerechtigkeit auf der Ebene des Parlamentarischen lösen wollen, müssen wir – solange linke Positionen in der Minderheit verbleiben – wegkommen davon, wer genau wie viele Wählerprozente macht», sagt er auch heute.

Er halte Lisa Mazzone in jeder Hinsicht für die Richtige an der Spitze der Grünen. Was er und seine Co-Autor:innen sich wünschten, bleibe aber aktuell: «ein weitsichtigeres, weniger punktuelles Zusammenarbeiten der Linken, auch in Bern».

Der wahre Gegner einer Partei, die zwangsläufig so konsequent die Systemfrage stellt wie die Grünen, ist jedoch von ganz anderem Kaliber. Der Kapitalismus ist eine zweihundertfünfzig Jahre währende Erfolgsgeschichte. Keine Ideologie, kein System hat die Entwicklung der Menschheit so vorangetrieben. Trotz der ungleichen Verteilung der Güter, der ungleichen Verteilung des Wohlstands – im Schnitt ist es der Menschheit noch nie besser gegangen, wenn es um Kindersterblichkeitsraten, Zugang zu Bildung, Wahlmöglichkeiten, Freizeitaktivitäten, wissenschaftliche Errungenschaften, medizinische und Grundversorgung im Allgemeinen geht.

Lisa Mazzone bezweifelt, dass Fortschritt durch Kapitalismus auch in Zukunft noch funktioniert. Um ihre Skepsis zu veranschaulichen, erzählt sie eine Anekdote. Sie hat zwei Söhne mit Christoph Lenz, dem ehemaligen Tamedia-Journalisten und heutigen Co-Kommunikationschef des Departements der SP-Bundesrätin Elisabeth Baume-Schneider. Mazzone erzählt, wie in der ersten Woche, in der ihr älterer Sohn in die Schule ging, die Meldung kam, dass die physische Teilnahme der Kinder am Unterricht fakultativ sei, weil es in den Schulzimmern zu heiss werde. «Die Klimakrise hemmt den Fortschritt. Die Bewältigung der

Klimakrise dagegen eröffnet neue Möglichkeiten – gerade auch für die Wirtschaft und den Arbeitsmarkt.»

Und wie kommt eine Gesellschaft dorthin, den Fortschrittsbegriff neu zu denken?

«Indem wir uns fragen, was es ist, dem wir Wert zuschreiben wollen. Was ist Wohlstand? Gemeinschaft oder Besitz? Ein gegenseitig wohlwollender, respektvoller und grosszügiger Umgang mit allem, was lebt – ist nicht das Wohlstand?»

Die Frage der Wertzuschreibung prägt auch ihre Ausbildung. Lisa Mazzone beginnt ein Literaturstudium an der Uni Genf. In der ersten Vorlesung führt der Professor eine Reihe von Buchtiteln auf: «Wenn Sie diese Bücher nicht gelesen haben, gehören Sie nicht in dieses Studium und können wieder gehen.»

Auch wenn Lisa Mazzone die aufgezählten Bücher – mit Ausnahme der Bibel – gelesen hat: Sie mag solche Sätze nicht. Sätze, die dazu da sind, andere auszuschliessen. Sie fühlt sich fehl am Platz. Entscheidet sich, im Hauptfach ins Latein zu wechseln. Durch die Auseinandersetzung mit einer Zivilisation, die wie die der Römer ein Jahrtausend überdauerte, kommt sie zum Schluss: «Man selbst ist nur ein kleines Ding in der Geschichte, ein kleines Ding in der Welt. Das heisst nicht, dass man keine Verantwortung trägt, nicht sein Bestes geben sollte, aber...» Sie lässt kurz den Blick schweifen, ohne irgendwo hinzusehen. «Zu spüren, wie verschwindend klein die eigene Existenz ist, hat dieses Verantwortungsgefühl zwar nicht genommen, aber leichter gemacht.»

Lisa Mazzone, sagt, sie will Gespräche mit dem Ziel führen, zuzuhören, statt nur eigene Meinung zu verbreiten. Das ist einer der Gründe, weshalb man die Präsidentin der Grünen vergeblich auf sozialen Medien sucht.

«Social Media ist nicht auf Austausch angelegt, sondern auf Polarisierung.» Der andere Grund? Sie zögert kurz. «Und ich will, dass es eine Grenze gibt zwischen mir als privatem Menschen und als Politikerin. Ich möchte nicht ständig in einer Rolle performen.»

Beim Jubiläum der Jungen Grünen in Bern muss sich Lisa Mazzone keine Sorgen um Abgrenzung machen. Es

gibt kein Buhlen um die Aufmerksamkeit der zukünftigen Präsidentin oder der Vertreter:innen im Nationalrat, niemand steht an, um sich vorzustellen. Stattdessen freundliches Zunicke, Gespräche, wenn man sich kennt.

«Schon schön, dass Sie auch da sind», quitiert ein junger Mensch mit verwaschenen grünen Haaren. «Aber wir sind ja nicht wegen Ihnen hier, sondern wegen uns.» Eine Haltung, die Lisa Mazzone nicht überrascht: «Wer zu uns kommt, will sicher nicht in erster Linie Karriere in der Politik machen.» Sie lacht. «Wir sind die Grünen. Wer uns beitrifft, ist sich bewusst, dass

wir viele Rückschläge erdulden müssen, bevor sich etwas bewegt.»

Ja, darin haben sie Übung, die Grünen, mehr als jede andere Partei – im Verlieren.

Und vielleicht ist das keine Schwäche. Vitali Klitschko wurde einer der besten Boxer seiner Ära; nicht weil er einfach gut darin war, auszuteilen, sondern unschlagbar darin, einzustecken. Hieb um Hieb. Bis der Gegner keine Kraft mehr hatte und fast von alleine zu Boden ging.

«Verlieren als Stärke? Ha!», sagt Lisa Mazzone. «Sich nicht unterkriegen lassen, wieder aufstehen, ja. Aber natürlich ist das Ziel mehr Wähleranteile – je mehr Sitze wir im Parlament haben, desto mehr können wir bewirken.» Gleichzeitig sagt sie: «Es ist wichtig, auch dem Wert zu geben, was ausserhalb der Parlamente geschieht.»

Ganz geht diese Rechnung nicht auf. «Wie die Beispiele von Mitte und FDP zeigen: Je weniger eine Partei als <Bewegung> funktioniert, desto erfolgreicher ist sie im Parlament», sagt Marc Bühlmann, Direktor von Année Politique Suisse und assoziierter Professor für Politologie an der Universität Bern.

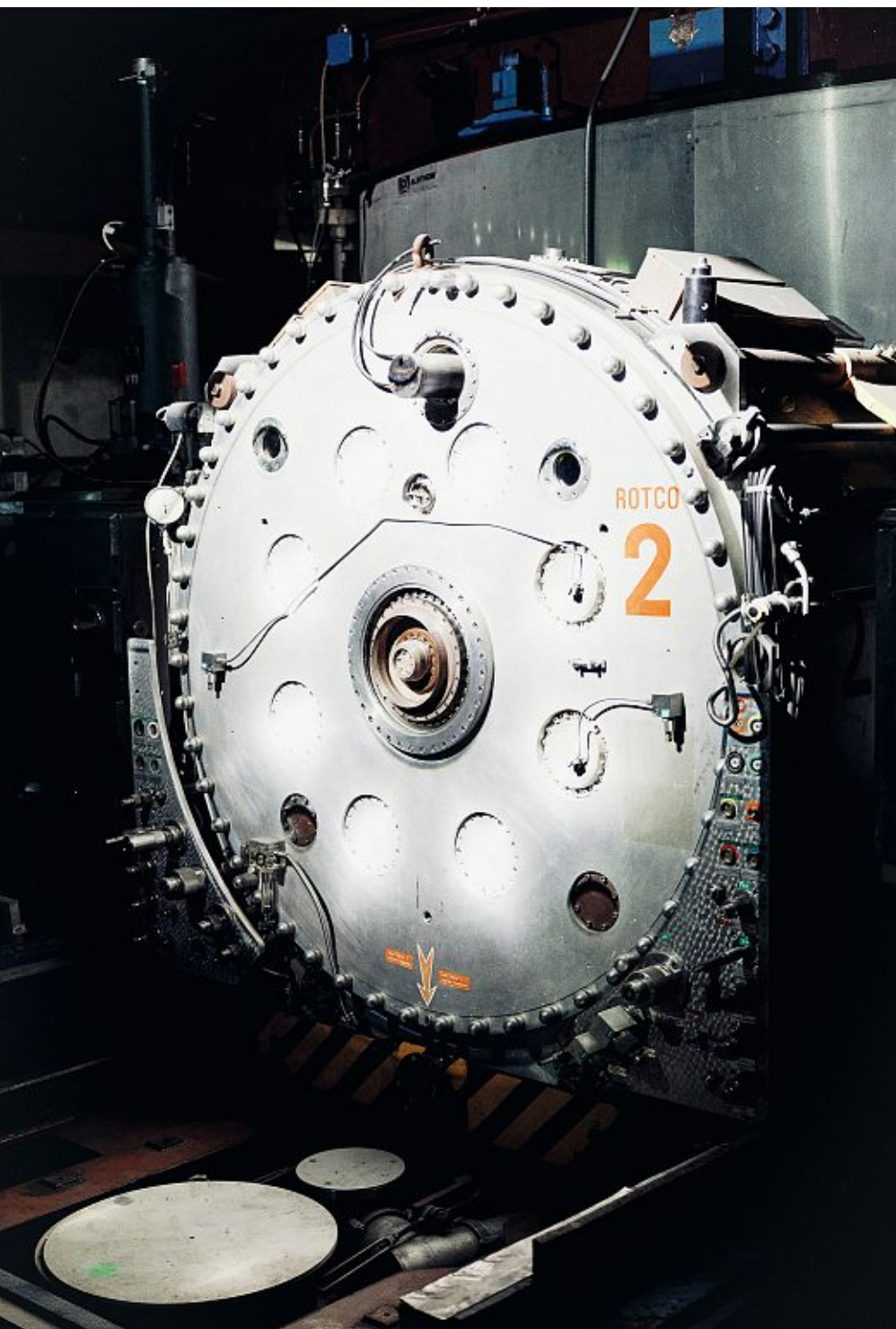
Was die Grünen heimsucht, ist der Fluch aller Parteien mit Bewegungskarakter: «Längerfristig und nachhaltig ändert man nur etwas durch die Politik in Bern, nicht durch die Bewegung auf der Strasse. Gleichzeitig ist man auf die Bewegung angewiesen.»

Wie knisternd die Spannungen zwischen den jungen Ungeduldigen und den Etablierten werden können, zeigt eine Episode aus dem Jahr 2020.

Als Klimaaktivist:innen, darunter viele Junge Grüne, den Bundesplatz besetzen, soll es Stimmen aus der Fraktion gegeben haben, die sagten: Jetzt macht ihr alles kaputt, für was wir gearbeitet haben. Und auch wenn die Aussage noch gleichentags revidiert wurde, das Reibungspotenzial ist evident.

«Das ist für jede Partei eine riesige Herausforderung – auch bei SP oder SVP gibt es diesen Graben zwischen den Erwartungen der Basis und den Vertretern der Partei im politischen Betrieb», sagt Bühlmann. «Für Parteien, die schon länger etabliert und hie-

Das Cern – hier abgebildet ein Teil des 600-MeV Synchrocyclotron, des ersten Teilchenbeschleunigers – hat eine besondere Bedeutung für Mazzone: Ihre Grosseltern haben hier Karriere gemacht.



rarchischer organisiert sind, ist das allerdings einfacher zu bewältigen als für eine Grassroots-Partei wie die Grünen.»

Müssten die Grünen sich also langfristig von der Bewegung verabschieden, wenn sie ihre Themen durchsetzen wollen? Nicht zwingend.

Die Stärke von Bewegungen: Sie sind oft Avantgarde. Und das ist auch die Stärke der Grünen. Die Ersten, die die Umweltzerstörung kritisch betrachteten, die Ersten, die die Klimaerwärmung zum Politikum machten – erst die SP, dann die anderen Parteien auf das Thema hievten. Auch in Sachen Digitalisierung sind sie anderen grossen Parteien eine Nasenlänge voraus.

Die Avantgarde ist freier, wilder, agiler – so unbequem für andere, wie es unbequem für sie selbst ist.

«Als Partei, die keinen Bundessitz hat, ist man gezwungen, Opposition zu betreiben, und das ist sicher oft unbefriedigend», sagt Bühlmann. «In einem politischen System, das so angelegt ist wie unseres, bringt das wahrscheinlich nie mehr als 10 bis 15 Prozent Wähleranteile.» Für die Inhalte und Themen, die transportiert werden, könne das aber langfristig einen positiven Effekt haben: «Unabhängig von Wählerprozenten haben die Grünen politisch viel erreicht, indem sie Diskussionen angestossen haben, die Jahre später im Parlament und in der Gesetzgebung und vor allem auch in der breiten Gesellschaft Widerhall finden.»

Ein eigenartiger Gedanke, dass der Einfluss einer Partei sich nicht in Wählerprozenten misst. Doch genauso wie Lisa Mazzone will, dass die Gesellschaft ihren Wohlstandsbegriff hinterfragt, muss sich die Grüne Partei langfristig fragen, woran sie ihren Erfolg messen will. An der Urne? In Sitzungen? Vorstössen? Oder doch woanders?

IV

EINSTIMMIG

Genf, Esplanade des Particules, Cern, zwei Tage nach der Jubiläumsfeier der Grünen.

Lisa Mazzone steht in dem Gebäude, in dem der erste Teilchenbeschleuniger in Betrieb genommen wurde. Unterdessen ein Museum, darin läuft ein Film, der die Besucher begrüsst: Ein Mann und eine Frau erzählen über die Arbeit der Physiker des Cern. Maria und Giuseppe Fidecaro, Lisa Mazzones Grosseltern, waren beide Koryphäen auf ihren jeweiligen Gebieten. Sie kamen in den Fünfzigerjahren aus Italien nach Genf, um zu forschen, blieben bis an ihr Lebensende und kamen auch Jahre nach ihrer Pensionierung noch jeden Tag ins Cern.

Nur am Sonntag nicht, da assen sie zu Mittag mit der Familie.

Für Lisa Mazzone ist das Cern deshalb kein einfacher Ort, weil er, zum Leiden der Mutter und deren Geschwister, immer an erster Stelle kam. «Wie ein Ungetüm, das die Grosseltern immer wieder verschluckte.» Als der Guide am Ende sagt, dass Maria Fidecaro die erste Frau war, die im Cern als Physikerin unter Vertrag genommen wurde, runzelt sie, die sonst fast unentwegt lächelt, wenn andere Menschen mit ihr sprechen, kurz die Stirn. «Das wusste ich gar nicht», sagt sie später. «Meine Grossmutter hat nie darüber gesprochen. Allgemein, wie es war, als Frau zu dieser Zeit Karriere auf einem Gebiet wie der Physik zu machen – dem hat sie sich entzogen.» Sie blickt kurz auf die Tasse Tee in ihrer Hand, hebt den Blick gleich wieder und lächelt: «Und ich mache jetzt das Gegenteil.»

Bei ihrer Abwahl im November sagt Lisa Mazzone, dass es eine gesellschaftliche Wahl war – zwei Männer gleichen Alters, die sogar zusammen zur Schule gingen, vertreten Genf jetzt im Ständerat.

«Die Bürgerlichen wollten unbedingt einen der beiden linken Sitze,

deshalb auch diese Allianz zwischen FDP, SVP und dem Mouvement Citoyens Genevois. Jetzt haben wir seit fast dreissig Jahren zum ersten Mal keine weibliche Vertretung im Ständerat für Genf.» Die Reaktionen auf diese Aussagen sind heftig, die Kommentare, die sie als schlechte Verliererin bezeichnen, geradezu freundlich.

Als am Dienstag nach der Abwahl eine Journalistin des «Tages-Anzeiger» anruft, möchte sie erst gar nicht abnehmen. Tut es dann doch. Ob sie jetzt Präsidentin der Grünen werde?

Was ist denn das für eine Frage? Sicher nicht. Dann ruft ein Parteifreund an und meint, sie solle es nicht so kategorisch ablehnen. Sie telefoniert nochmals mit der Journalistin, revidiert ihre Aussage: Sie lasse es offen. Zwei Tage später wird Lisa Mazzone zusammen mit anderen Kandidat:innen offiziell angefragt.

Sie nimmt sich Zeit, fast bis kurz vor Ankündigung ihrer Kandidatur. Sie will sicher sein, nicht nur, dass sie richtig für die Rolle der Parteipräsidentin ist, auch, dass die Rolle richtig für sie ist. «Politik ist ein Mittel, kein Selbstzweck. Und mit fünfunddreissig Jahren ist alles offen, besonders eine Neuorientierung.»

Wenn nicht Politik, was dann?

Das fragt sie sich nach der Abwahl auch. Ein Jusstudium kann sie sich vorstellen, bei einem Verlag arbeiten, bei einer NGO. Sie lacht laut auf: «Da fällt mir ein. Ich habe einmal in einem Interview gesagt, meine Grossmutter sei Forscherin *gewesen*. Da hat sie mich zurechtgewiesen und gesagt, Lisa, so etwas kannst du nicht sagen – wenn du einmal angefangen hast zu suchen, hörst du nie wieder auf. Sie hatte recht. Das Engagement hört nie auf. Aber die Politik?», sie zuckt mit den Schultern.

Und vermutlich ist es genau das, was die Grünen für die zukünftige Spitze brauchen. Jemanden, dem das Engagement wichtiger ist als die Politik.

Am 6. April wird Lisa Mazzone an der Delegiertenversammlung der Grünen in Renens gewählt. Einstimmig. DM

ANJA CONZETT ist Reporterin bei «Das Magazin».
anja.conzett@dasmagazin.ch